Breslauer Beobachter.

№ 2. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1847.

Sonntag, den 3. Januar.

Dreizehnter Jahrgang.



Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis **5** Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Der taube Mann und die blinde Frau.

(Fortsetzung.)

„Mein Corps marschirte gegen Süden. Noch kannten wir weder das Volk, noch die Natur dieses Krieges; wir sahen die Meuterei in der Hauptstadt für einen zufälligen Pöbelauflauf an, der keine bedeutenden Folgen haben würde. Sorglos zogen wir in die Mancha, des unsterblichen Cervantes Provinz, ein. Meine Compagnie war in Toboso einquartirt, wir zogen vorwärts unter Scherz und Lachen; jeden Bauer, dem wir begegneten, grüßten wir mit einem „bon jour Sancho!“ und alle Frauenzimmer nannten wir Dulcinea oder Maritorno. Aber unser Scherz ward nicht erwidert, man nahm uns kalt, mit finstern, uns Unglück verheißenden Blicken auf; wir merkten sogleich, daß wir keine willkommene Gäste wären.

Ich bekam mein Logis in einem bedeutenden Meierhofe, der ein paar Büchsenschüsse von der Stadt entfernt lag; ich und zwei Gemeine — denn ich muß Ihnen sagen, mein Herr! ich war damals Sergeant-Major beim 42. Linienregiment, einem der schönsten in der großen Armee, mein Herr! Nun gut! mein Wirth war ein Mann über dem Bauernstand, in seinen besten Jahren, ein schöner Mann, groß, martialisch, aber zurückhaltend, stolz wie alle seine Landsleute Mehr Böses will ich nicht von ihm sagen; denn er war der Vater meiner Josepha.“ — Hier küßte er die Hand seiner Frau; sie seufzte tief und ein Paar Thränen stahlen sich unter ihren langen, dunkeln Augenwimpern hervor. — „Sein Fehler war — wenn ich ihn so nennen kann — sein allzugroßer Patriotismus, der sich in dem wildesten Haß gegen meine Nation und ihren großen Kaiser äußerte. Sein Mund sprach zwar nichts; aber sein Blick, sein ganzes Angesicht desto mehr.

Dennoch behandelte er uns mit einer gewissen Höflichkeit, und an der Bewirthung hatten wir nichts auszusetzen. Speise und Trank war ausgesucht, unsere Zimmer waren sogar ungemein schön; ich hatte eines für mich allein, und von diesem war ein Ausgang nach dem großen und schönen Garten. Ich benutzte diesen so oft als möglich, weil ich beinahe immer sicher war, hier unsern Wirthes Tochter, die schöne Josepha, zu finden, nicht um mit ihr zu sprechen, denn das konnte ich auch bei Tische; aber Sie wissen wohl, mein Herr! mit einem schönen Mädchen spricht man am besten unter vier Augen, und am liebsten, wenn man der Sprache nicht ganz mächtig ist — was bei mir der Fall war — denn dann können die Augen am leichtesten der Zunge helfen. So ging es der lieblichen Spanierin und mir: in Gegenwart Anderer konnten wir gar nicht unsere Herzensmeinung zum Vorschein bringen, weder durch den Mund noch durch das Auge; aber wenn wir allein waren, besonders in einem gewissen dunkeln und heimlichen Jasminlusthause, so ging es gleich fließender; nicht von der Zunge, diese stand bald still, oder sprach von ganz gleichgültigen Gegenständen? aber die Augen rückten mit der Sprache heraus. Und durch ihre Hülfe kam auch später die Zunge in Gang. Um mich kurz zu fassen, ich war noch nicht drei Tage in Joseph Leos Hause gewesen, als die lieblichen Augen seiner Tochter den meinigen anvertrauten, daß ich ihr nicht gleichgültig sei, und die meinen thaten ihr ein ähnliches Geständniß. Nach dem Verlauf von acht Tagen sagten unsere Zungen dasselbe.“

Es ist sonderbar genug, daß wir dennoch ernste Betrachtungen über die Folgen dieser unserer Liebe anstellten, und diese waren wahrlich nicht die angenehmsten: ich, ein umherirrender Krieger, heute hier, morgen dort, bald im Süden bald im Norden, und nach wahrscheinlicher Rechnung dazu bestimmt, einen frühen Tod auf dem Bette der Ehre zu sterben, und mit meinem Blute — mit hunderttausend Andern — des großen Kaisers und der großen Nation Ruhm und Glück zu besiegeln: sie, eine Spanierin, einzige Tochter eines Mannes, der fast mit allen seinen Landsleuten den Haß gegen alles Französische theilte — welches Ende sollte das nehmen? „Ja! wäre meine Liebe nur ein gewöhnliches Soldatenabenteuer gewesen! doch das war sie mit nichten; ich liebte Josepha aufrichtig, und ich fühlte, was ich dem armen Kinde schuldete, welches blindlings, seinen Gefühlen folgend, sich in meine Arme geworfen hatte. Aber was war nun zu thun? All dieses vernünftige Bedenken kam nachher, und der lodernde Brand war nicht mehr zu löschen. Was thaten wir? Das, was alle Narren thun, wenn sie einen dummen Streich begangen haben: wir überließen die Entscheidung der Zeit, welche so manche krumme Dinge gerade macht, und die Thoren mit den Weisen in eine Reihe stellt.

In einer Nacht, wo wir einander wie gewöhnlich im Garten trafen, war meine Josepha trauriger und niedergeschlagener, als sie sonst zu sein pflegte: ihr Beichtvater hatte heftig in sie gedrungen, um etwas von unserm Verständniß zu erfahren; aber von einer dunklen Ahnung ergriffen, hatte sie standhaft geleugnet und alles verschwiegen. Hierüber machte sie sich nun beängstigende Zweifel; denn es ist eine unabweisliche Pflicht für alle rechtgläubigen Katholiken, Nichts vor ihren Seelsorgern zu verheimlichen. Wir französischen Soldaten, Kinder der Revolution, nahmen es nicht so strenge: Napoleon war unser Papst, und Absolution empfingen wir früher oder später auf dem Wahlplatz aus Feindeshand. Ich bemühte mich deshalb, ihr empfindsames Gewissen zu beruhigen, und beschwor sie, unsere Liebe zu verheimlichen und nicht das Geringste an irgend einen Menschen zu verrathen. Sie versprach es mir, und verließ mich mit erleichtertem Herzen.

Aber in der nächsten Nacht war ihre Aengstlichkeit mit vergrößerter Stärke zurückgekehrt. „Robert,“ sagte sie, indem sie mich mit Heftigkeit in ihre Arme schloß, „mein Vater hat sicherlich auch Etwas gemerkt, und sein Betragen setzt mich in Furcht und Verwunderung; denn er giebt mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm dies Verhältniß nicht behagt — ihm, den ich wohl hundert Male deine Landsleute habe verfluchen hören. Robert! Robert! hätte ich dich doch niemals gesehen! Dir steht gewiß ein Unglück bevor, und ich werde es mit Dir theilen, wenn ich es auch nicht abzuwenden vermag.“

Ich schloß das geliebte Mädchen in meine Arme, und suchte mit erzwungener Ruhe ihre Sorgen zu verscheuchen und sie zufrieden zu stellen. Es glückte mir nur halb; beim Abschiede ermahnte sie mich zur Vorsicht und Aufmerksamkeit, da man nie wissen könne, was ihre Landsleute beabsichtigten. Ich folgte ihrem Rath und sah noch in derselben Nacht zwei verdächtige Gestalten sich aus dem Hause schleichen.

Tags darauf überraschte ich auf einem Spaziergange in dem naheliegenden Olivenhaine den Vater meiner Josepha im eifrigen Gespräche mit dem Beichtvater der Familie — den ich schon gut kannte — und noch einem andern Mönche. Ich hörte nicht, was sie sagten; aber sobald sie mich erblickten, gingen beide Mönche fort, nur mein Wirth blieb zurück, und folgte mir unter einem treuherzigen Gespräche über ganz gleichgültige Dinge.

Am folgenden Tage war er bei Tische ungewöhnlich aufgeräumt, leerte fleißig sein Glas, und nöthigte mich und meine Kameraden, mehr zu trinken, als wir sonst pflegten. Dies machte mich mißtrauisch. Ich machte Zeichen, daß sie mäßig sein sollten; aber sie verstanden mich nicht, oder wollten mich nicht verstehen und fuhren fort, dem Wirth Bescheid zu thun. Ich war mäßig, und sorgte dafür, meine Besinnung nicht zu verlieren. Meine Waffenbrüder wurden immer aufgeräumter; sie fingen an zu schwadroniren und zu singen. Sie jubelten über die nahe bevorstehende Einverleibung Spaniens in das große Reich, und — Josepha's Vater jubelte mit. Zuletzt wünschten wir gute Nacht: er mit einem bedeutungsvollen Lächeln, die andern mit stammelnden Zungen und ich mit wachsamem Mißtrauen.

Als ich auf mein Zimmer gekommen war, und über das Betragen meines Wirthes nachdachte, wurde ich in meiner Vermuthung, daß ein heimlicher Anschlag im Werke sein müsse, noch mehr bestärkt. Ich nahm mir vor, am nächsten Morgen zur Stadt zu gehen, um meinen Chef zu warnen, der ebenso wie die ganze Compagnie bis jetzt in sorgloser Sicherheit gelebt hatte. Ich selbst konnte nicht schlafen; mir ahnte Schlimmes. Mechanisch spannte ich den Hahn

meines Gewehrs, steckte ein Pistol zu mir, und ging in die Jasminhütte, wo ich auf Josepha wartete. Ich saß hier wohl eine halbe Stunde; sie kam nicht, und es war nach Mitternacht. Ich wurde ängstlich, und wollte gerade fortgehen, um nach meinen Kameraden zu sehen, die in einem Seitenflügel des Hofes schliefen, als Josepha schnell wie Windeshauch herbeiflog, und sich, zitternd wie Laub und mit klopfendem Herzen, an meine Brust warf. „Rette Dich, Robert! Rette Dich!" flüsterte sie in der höchsten Angst, man will Euch alle ermorden. Das ganze Land steht gegen Euch auf; überall soll der Sturm auf einmal ausbrechen; wann, das weiß ich nicht, aber bald geschieht es, vielleicht in dieser Nacht. Robert! Robert! um Dich zu retten, verrathe ich ein Geheimniß, welches mir zwar Niemand anvertraut hat, wovon aber doch mein Vater Mitwisser ist. — Flieh! fliehe! und laß mich ein Opfer meiner Liebe zu Dir sein!

„Josepha!" sagte ich, „willst Du eigenes Leben einsetzen, um das meinige zu retten? Und wie, sollte ich dich denn verlassen? Sollte ich fliehen und dich unter deinen rachedürstenden Landsleuten lassen? Nein! wenn Du mir nicht folgst, so will ich hier bleiben und mein Schicksal erwarten." Sie umarmte mich mit Heftigkeit und antwortete: „Robert! ich bin die Deine, ich folge Dir im Leben wie im Tode; aber laß uns eilen, mein Geliebter! denn das Leben und der Tod hängen von einem Augenblick ab." „Zuerst," sagte ich, „muß ich meine Kameraden wecken, und sie mitnehmen; denn sie zu verlassen, verbietet mir Ehre und Pflicht. Doch vielleicht ist die Gefahr nicht so nahe und so groß, wie Du sie Dir vorstellst — was weißt Du von dem Anschlag Deiner Landsleute?"

(Fortsetzung folgt.)

Der halbe Ring.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Mich führte man einige Schritte seitwärts, bis zu einem mit vier Pferden bespannten Wagen. Man verband mir die Augen. Der, welcher mit mir gesprochen hatte, setzte sich zu mir, und im gestreckten Galopp flog der Wagen davon.

„Wir mochten ungefähr zwei Meilen gefahren sein," fuhr der alte Pastor Ehrlich fort, als der Wagen still hielt. Man bat mich auszusteigen, und führte mich durch eine Thür. Hier wurden mir die Augen aufgebunden. Ich mußte die Treppe in einem Hause hinufsteigen, von dem ich weiter nichts weiß, als daß es, wie ich bemerken konnte, mitten in einem Walde lag. Alles trug hier das Gepräge des Geheimnißvollen. Die Fenster waren theils mit Laden, theils mit dichten Vorhängen verwahrt. Alle Personen die mich umgaben, hatten Larven. Ich ward in ein großes Zimmer geführt, in dem mich ein ansehnlicher Mann gleichfalls maskirt, mit den Worten empfing: Verzeihn Sie, Herr Pastor, daß ich mich einer Art von Gewaltthätigkeit bedienen mußte, Sie in dieses Haus zu bringen. Umstände nöthigten mich dazu — mehr darf ich nicht sagen. Es soll Ihnen aber kein Leid widerfahren; diesen Abend noch sollen Sie nach Hause kommen. Jetzt — haben Sie zwei Amtsverrichtungen: eine Sterbende zu trösten und ein Kind zu taufen. — Dann das Weitere. — Er führte mich in ein anstoßendes Zimmer, in dem ein junges, sehr schönes aber äußerst schwaches und wirklich dem Tode nahes Frauenzimmer im Bette lag, an ihrer Seite ein neugebornes Kind, und — das warst du, meine Theure.

Sehn Sie, Herr Pastor, sagte der Mann das ist meine und ihre Tochter, und — nun wissen Sie alles, was ich Ihnen zu sagen habe.

Ich bemerkte bald, daß die Kranke meinen Zuspruch nöthiger hatte, als das Kind die Taufe — denn du warst frisch und munter — Ich setzte mich zu ihr und nahm den wärmsten Ton der Theilnahme an. Der Mann entfernte sich. Die Schwache bekannte unter heftigen Thränen die Angst ihres Herzens, und sagte mir mancherlei, das zwar nichts in deiner Geschichte aufklärt, dennoch aber zu meinem Zwecke hinreichend war. Sie gestand mit allen Zeichen der Aufrichtigkeit, daß sie sich zwar keines Lasters, aber vieler Fehltritte schuldig gemacht habe, die ihr jetzt schwer auf dem Herzen lägen, da sie gewiß wisse, daß sie sterben werde, u. s. w. Ich beruhigte sie durch Grundsätze der Religion und bestärkte ihre Hoffnungen, unter die der Wunsch um dein Wohl vorzüglich gehörte. Ich schritt zur Taufe, drei Zeugen traten ein, und ich taufte dich; auf ihr Verlangen vor ihren Augen, und gab dir, wie sie ausdrücklich bat, den Namen Antoinette. Nach diesem Aktus rief mich dein Vater ab, setzte mir Erfrischungen vor und bat mich, dich mit mir zu nehmen, dich als mein eigen Kind, auch unter meinem Namen zu erziehen, bis sich seine Umstände änderten und er sich öffentlich für deinen Vater erklären könnte. Er machte sich anheischig, mir alle halbe Jahr 100 Thaler Kostgeld auf irgend einem sichern aber verdeckten Wege zuzustellen. Das reizte mich nicht; nur der Wunsch deiner Mutter, die mich sehr für sich eingenommen hatte, dich in guten Händen zu sehn, vermochte mich, der Bitte nachzugeben. Mit Freude und Thränen gab sie dich mir hin; man diktirte die Geschichte des Tages einem Sekretair, fertigte zwei Exemplare davon aus, wovon dein Vater eins und ich eins erhielt. Ich mußte mit unterschreiben. Dann zog dein Vater einen kleinen glatten Ring vom Finger, zerbrach ihn in zwei Stücke, gab mir das eine und verwahrte das andere. Heben Sie diese Dinge sorgfältig auf — sagte er — sie sollen einst zum Merkzeichen dienen, einander und besonders meine kleine Tochter wieder zu erkennen. Endlich überreichte er mir auch eine Börse mit 100 Rthlr. aufs erste halbe Jahr, und so war alles richtig. — Den halben Ring, schaltete der Pastor ein, und die Schrift besitze ich noch unversehrt; beides befindet sich in diesem Kästchen, das ich aus dem Feuer rettete. — Ich nahm nun von deiner sterbenden Mutter gerührt Abschied; dein Vater begleitete mich die Treppe hinunter, umarmte mich, und ließ mir die Augen wieder verbinden. Eine Frau, welche dich trug, setzte sich zu mir in den Wagen; der Mann, der mich hergebracht hatte, gleichfalls. Wir fuhren davon. In finstrer Nacht gelangten wir an meine Wohnung. Niemand von meiner Begleitung ließ sich bewegen, in mein Haus zu treten, sondern der Wagen fuhr augenblicklich zurück. Meine Gattin, von tausend Aengsten um mich gequält, nahm mich freudig auf, und — mit dir, meine Liebe, machte ich ihr ein sehr angenehmes Geschenk. — Wir beschlossen dich für die Tochter einer meiner Töchter auszugeben, welche gleich nach der Geburt gestorben sei, und dafür galtest du auch immer. Wir sorgten für eine gute Amme, und fühlten uns glücklich im Gedeihen deines holden Wesens." —

„Drei volle Jahre," erzählte der Pfarrer dem horchenden Nettchen weiter, „drei volle Jahre erhielt ich das Kostgeld richtig. Größtentheils kam es mit der Post, ein paarmal bracht es mir ein Mann zu Pferde, der Nachts kam, nie abstieg, dich aber allemal zu sehen verlangte. Durch diesen erhielt ich gleich anfangs auch die Nachricht, daß deine Mutter bald nach meinem Abzug aus dem Waldhause gestorben sei. Endlich blieben mit einem Male die Gelder aus. Wir warteten von einer Zeit zur andern, warteten zwei volle Jahre vergeblich, und beschlossen nun fest, dich völlig als unser Kind anzusehen, und dich für immer in der Meinung zu lassen, daß wir deine wahren Eltern sein. Auch die Schwierigkeit hob sich, dieses der Welt glauben zu machen: ich kam hieher, wo man meine Familienverhältnisse nicht kannte. So warst du denn völlig meine Tochter, bists geblieben bis auf den heutigen Tag und — sollst's auch bleiben bis an mein Ende. Von deinem Vater hab' ich nie Nachricht erhalten." —

Hier schloß der Alte seine Erzählung, aber damit war er noch nicht fertig; er entdeckte nun Nettchen auch die Resultate, die er bei seinen veränderten Vermögensumständen für nöthig fand. „Ich habe dir schon gesagt," fuhr er fort, „hätte mir Gott mein Vermögen gelassen, so wärst du für dieses Leben immer meine Tochter geblieben, und hättest auch als solche in der Welt immer dein Unterkommen gefunden. Jetzt muß ich auf eine andere Art für dich thun, was in meinen Kräften stehet. Vielleicht öffnen sich bessere Aussichten für die Zukunft. Höre meinen Rath, meine Bitte, die du zu deinem Glück erfüllen mußt. — So lang ich lebe — und das wird nur noch kurze Zeit sein — bleibt alles zwischen uns, wie es bisher gewesen. Sobald ich aber todt bin, nimmst du die Schrift von deiner Geburt und Taufe, nimmst du den halben Ring und bewahrest sie wie ein Heiligthum. — Ein Brief an meine Schwester in Lauen unweit B*., den du ebenfals in diesem Kästchen findest, wird dir die beste Aufnahme verschaffen. — Sobald du dort ankommst, läßt du meinen Tod in allen Zeitungen bekannt machen, mit dem ausdrücklichen Anhang: unter meiner Verlassenschaft sei ein halber Ring gefunden worden, der seine andere Hälfte suche; nähere Nachricht finde man bei Mademoiselle Ehrlich in Lauen. Dieß wird Wink genug sein für deinen Vater. — Du wartest ein Jahr. Meldet sich niemand — so gieb alle Hoffnung auf und vertraue Gott und der Liebe meiner Schwester."

Nettchen hatte, so sehr ihre Gemüthsruhe durch diese Nachrichten litt, doch allerlei Einwendungen gegen diese Vorschläge. Sie wünschte, ihr Pflegevater möchte jenes Avertissement noch bei seinem Leben in die Zeitungen setzen lassen. Das wollt' er aber aus dem Grunde nicht, weil er gewiß wisse, daß er nicht mehr so lange leben werde, bis etwas darauf erfolgen könne, und dann würde es nur neue Verwirrungen verursachen.

Nettchen mußte sich dann beruhigen, und seinem Rathe folgen. — Ehrlich hatte richtige Vorempfindungen von seinem nahen Tode gehabt: nach sechs Wochen weinte Nettchen die aufrichtigsten Thränen auf sein Grab und ein Vierteljahr später war sie mit dem wohlbewußten Kästchen und den Trümmern seines Nachlasses auf der Reise nach Lauen.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Zur Geschichte der Kränze.

Der Gebrauch des Kranzes zu gewissen feierlichen Gelegenheiten verliert sich tief in die Zeiten des Alterthums. Er war ein Symbol von sehr mannigfaltigen Dingen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit die älteste derselben gewesen zu sein scheint. Aus diesem Grunde dachten sich die frühern Bewohner der Erde, wie wenigstens Schriftsteller des Alterthums sagen, ihre Gottheiten bekränzt. Könige, als irdische Götter, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach, und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone überging. Die älteste Erwähnung eines solchen königlichen Schmuckes findet man in den Büchern Moses, da wo dieser Schriftsteller die Schicksale Josephs erzählt, den der Souverain von Aegypten zum Großvezier seines Landes ernannte und ihn bei dieser Gelegenheit mit einem Diadem beschenkte. Nach und nach verbreitete sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der Ehre, des Glücks und der Freude wurden sie endlich bei jeder Begebenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich und das Opferthier, sammt Priestern und Altar, um die Gottheit dadurch zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze, um ihr Wohlverhalten auszuzeichnen, wenn sie im Felde den Feind geschlagen oder in öffentlichen Spielen den Vorzug errungen hatten; so wie die Dichter damit be-

schenkt wurden, die ihre Helden am würdigsten besangen. Besonders vervielfältigte sich ihr Gebrauch bei fröhlichen Mahlen und Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur Pokale wurden bekränzt, sondern auch jeder Gast, oft sogar zwei und dreifach; in dem man Kopf, Schläfe und den Hals mit einem Kranze umgab oder auch bisweilen einen an der Brust herabhängen ließ. Der Zweck dieses Bekränzens war vielleicht medicinisch; man hielt das Binden des Kopfs lange Zeit für ein wirksames Mittel gegen die Kopfschmerzen oder schrieb dem aromatischen Dufte des Epheu's, der Myrthen, der Rosen, des Jasmin und andrer Blumen eine große Kraft zu, die zu dem Kopfe gestiegenen Dünste zu zertheilen. Bachus stand daher in einer ähnlichen Rücksicht bei den Griechen in großen Ehren, theils als erster Weingärtner und Erfinder eines Getränks, welches bei einem mäßigen Gebrauch so vortheilhaft auf die Gesundheit der Menschen wirkt, theils als Anpflanzer des kühlenden Epheu's, womit sie sich so gern bekränzten.

Späterhin ward auch der Kranz ein Symbol der Liebe und der Ehe. Man betrachtete ihn gleichsam als das Zeichen der innigsten Vereinigung und eines unauflöslichen Bundes. In dieser Bedeutung fand man ihn oft unter den Hieroglyphen der Aegypter. Man bekränzte in dieser Absicht nicht blos Braut und Bräutigam an ihrem Hochzeittage, sondern auch, um dieses Symbol allenthalben anzubringen, auch das Bette, die Hochzeitfackeln, bei deren Schimmer die Braut des Abends in das Haus des Bräutigams begleitet wurde, und selbst alle Gäste des Hochzeitmahles. Wurde dieses neue Paar in der Folge zum erstenmale Vater und Mutter, so wurden Kränze als Zeichen der Freude an die Thüre des Hauses gehangen.

Nach der Verbreitung des Christenthums ging der Kranz auch in die Sitten der Christen über. Lange zwar sträubte sich das christliche Gewissen, diese Sitte der Heiden nachzuahmen. Man hielt Hochzeitkränze sowohl, als andere, für Zeichen der Abgötterei, womit man die Heiligkeit seines Glaubens nicht entweihen dürfte. Tertullian predigte einst sogar vom Kranze, den er auf dem Kopfe einer Frau gesehen hatte, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Andre Väter der Kirche versäumten ebenfalls nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen. Sie meinten, daß es Verspottung sei, sich blos zum Putz mit duftenden Blumen den Kopf zu umwinden, da Christus in seinem Leiden eine Krone von Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, jene Bedenklichkeit verschwand. Das Volk ahmte nach und Gewissensbisse über diesen Gegenstand kamen so sehr aus der Mode, daß nicht nur, Gregor von Nanzianz ein strenger Sittenrichter, den Hochzeitvätern rieth, ihren Töchtern an ihrem Ehrentage den Kranz selbst aufzusetzen, sondern daß auch diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altare wurde. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fand es auf dem Altare, vor dem es auf hingestreuten Blumen stand, den gesegneten Kelch und dabei zwei Kränze. Der Diaconus verlas die Formel der Einsegnung, worauf der Priester, nach verrichtetem Gebet dieselben den Verlobten aufsetzte, die vorher gleichfalls durch heilige Formeln geweiht waren. So trat der Kranz auch bei den Christen als ein Theil des hochzeitlichen Schmucks und als Trophäe schwer erkämpfter Siege in seine alte Bedeutung; welche er einst bei den Griechen und Römern gehabt hatte. Seit dieser Zeit behauptet er noch immer seine Rechte und ist noch immer das Zeichen der Glücklichen, welche die Liebe an das höchste Ziel irdischer Seligkeit führt. Kränze bei einer zweiten Verheirathung waren aber nie üblich, weil die Christen der ersten Jahrhunderte eine solche Verbindung, wo nicht ganz für unerlaubt, doch für weniger anständig hielten und durch die entzogene Ehre des Kränzes solche Ehen wenigstens herabwürdigen wollten; ähnlich darin den Römern, welche derjenigen Frau einen Keuschheitskranz zu tragen verstatteten, die ohne mehrere Ehen zu versuchen, nur einem Manne ergeben blieb. Lange Zeit wurde auch unter den Deutschen keiner verdächtigen Person ein Kranz erlaubt. Jetzt nimmt man es damit nicht mehr genau.

Auch die Mode hat sich bei den Kränzen geschäftig bewiesen. Anfänglich trug man Kränze von natürlichen Blumen und Blättern und würde sich geschämt haben mit künstlichen sich zu schmücken. Aber bald ward es auch Sitte, Kränze von Seide, Wolle, von Federn und Haaren, ja von Gold und Silber zu tragen. Dies geschah z. B. in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Auch die Form der Kränze blieb der Mode unterthan. Bald gefielen kleine, kaum sichtbare, auf dem Wirbel des Kopfs befestigte; bald größere in Form eines wilden Strauchwerks um den Kopf. Unsere Großmütter trugen jene; ihre Töchter diese. Noch jetzt ist der Brautkranz der Landleute in mehrern Gegenden Deutschlands mit Gold- und Silberflittern, dem Zeichen einer glücklichern Zeit, als die gegenwärtige, verziert.

Sehr sprechend ist die Sitte, auf die Särge und Gräber verstorbener und unbescholtener Jünglinge und Mädchen von Myrthen, Rosen und andern Blumen Kränze zu setzen, um dadurch die Blüthe und Unschuld ihres zu einer schönern Welt entflohnen Geistes anzudeuten.

Mißbräuche und Lächerlichkeiten.

Die Vernunft giebt dem Menschen seine Würde. Der Mensch allein scheint nicht nur, er ist, durch dieses göttliche Licht, das edelste Geschöpf der Erde. Wie schön ist es also ein Mensch zu sein! Auf welcher erhabenen Stufe steht der, welcher den Namen Mensch ganz verdient! Der Name Mensch ist mithin ein heiliger und ehrwürdiger Gegenstand. Wir springen hier begeistert auf und rufen: ich bin ein Mensch! und meine Brust hebt sich voll Stolz, es zu sein. Indem erhebt sich ein Zank auf dem Hausflur. Unsere Aufmerksamkeit wird dahin gelenkt. Es ist die Frau Nachbarin und ihr Dienstmädchen. Man wird laut und ungestüm. Sag' Sie, Mensch, doch, wie Sie sich das unterstehen kann? Hier erwiedert die Köchin mit kreischender Stimme: was! ich Ihr Mensch? Ich habe noch Niemand ein Mensch abgegeben. Den will ich doch sehen der mich zum Mensche machen sollte! Jetzt hat die Bedeutung Mensch plötzlich einen verkehrten Sinn erhalten. Der Artikel: das, hat den Namen einem gemeinem Gegenstand beigelegt. Das Dorf- oder Dienstmensch, das gemeine Mensch, sind gebräuchliche Redensarten. Die gute Köchin, denken wir, weiß nicht, was ein Mensch ist, sonst würde sie es weniger übel nehmen, dafür gescholten zu werden. Madame aber mißbraucht den Namen; und die höhere Menschlichkeit mag ihr eben so fremd sein, wie dem Mädchen, das sie dadurch zu erniedrigen glaubt, dadurch jedoch sich selbst aller Würde begiebt. Wir lassen das auf sich beruhen, denn Herr Riemenschneider schenkt uns eben die Ehre seines Besuchs. Er ist ein reicher Mann und verkündigt das aller Augenblicke, bald durch seine goldne Uhr, woran er ein Kunstwerk aufweist, bald durch sein Fingerspiel, das mit kostbaren Ringen das Auge blendet — bald wieder durch ein Gewühl in den Hosentaschen, worin er viel grobes Geld mit sich umher trägt, dadurch imponirt er allerdings. Er schaut gern aus dem Fenster und hat dabei die Gewohnheit, keines seiner Urtheile zu unterdrücken. Was wäre auch einem reichen Manne nicht erlaubt? Und hier läßt er sich nun vernehmen: was doch der Mensch groß thut! Sollte man nicht glauben, es stecke was besonders dahinter? Prosit! Ich kenne seine Verhältnisse genau. Der Mensch lebt, fährt und reitet Ihnen, als wolle er es unser einem gleich thun, und am Ende steckt die liebe Noth dahinter.

Diese Redensarten, wie sie der reiche Mann führt, sind sehr gebräuchlich. Für Mann, bedient man sich mit einer Miene voll Verachtung des Namen Mensch. Natürlich, sollte man glauben, könne es für Viele gar keinen Werth haben, ein Mensch zu sein, da man Leute nur zu Menschen macht, wenn man verächtlich über sie abspricht.

Unterdeß werden wir noch durch einen Besuch überrascht. Der Erscheinende stimmt mit dem reichen Gaste eben nicht, und es bestehn besondere Mißverhältnisse zwischen ihnen. Die Spannung wird durch ein gegenseitig stolzes Betragen vermehrt. Wir sind so unglücklich den Berührungspunkt abzugeben, und beide brechen los:

Der Angekommene. Herr! das will ich mir verbeten haben!
Der Reiche. Was, Herr! Wer ist Ihr Herr? Sie wollten verbieten?
Der Angek. Ja, Herr!
Der Reiche. Werden Sie nicht injuriös, oder —

Der Herr nun, den jeder Quartaner schon gern auf dem Kaffeehause hört, giebt Stoff zu einem lebhaften Zank. Der reiche Mann, den sein Geld allmächtig macht, will durchaus des andern Herr nicht sein, der doch auch ein eben so stolzer Mann ist, und sich endlich unter lebhaften Drohungen entfernt. Der Mensch will sich gegen mich auflehnen, sagt jetzt der Reiche: er soll es bereuen. Indem erscheint ein Hausknecht mit einem Briefe. Man hat ihn hierher gesandt, weil man den Herrn hier wußte. Der reiche Mann erbricht ihn, ist zufrieden mit dem Inhalt und beschenkt den Boten. Hier hat er etwas für seine Mühe, mein lieber Freund! sagt er und entläßt ihn. Wir besitzen eben keinen Titel, und wir sollten es nun übel nehmen, daß der Bote und wir in einem Grade stehn; denn mein lieber Freund ist der gewöhnliche Ausdruck des Besuchers. Hier erklärt sich aber der Unterschied von allem. Der Ton und das Mienenspiel mit dem etwas gesagt wird, entscheiden über die moralische Bedeutung des Ausdrucks. Die einzigen Floskeln, wobei man nichts denkt, sind: der gehorsamste Diener von Ihnen und allen zu sein! der unterthänigste Knecht! Die wahre Hochachtung unterscheidet sich also wesentlich von der Achtung, welche sich auf bloße Worte und Redensarten beschränkt, und wovon der Sinn nicht selten verkehrt wird.

W.

Die zehn Gebote der Damen unsrer Zeit.

1. Du sollst nicht deinen Mann allein, sondern neben ihm einen — Andern lieben.
2. Du sollst deine Nebenbuhlerinnen schimpfen und lästern und ihre schwachen Seiten aufdecken, damit du in einem hellern Lichte erscheinen kannst.
3. Du sollst die Hälfte der Sonn- und Feiertage an der Toilette, die andere Hälfte an öffentlichen Orten zubringen.
4. Du sollst deiner armen Aeltern dich schämen und sie höchstens im Stillen lieben und ehren.
5. Du sollst dein Leben und deine Gesundheit nicht den trocknen Lehren der Moralisten aufopfern.
6. Du sollst dich sobald als möglich von deinem Manne trennen, wenn dieser deinen Launen nicht fröhnen will.
7. Du sollst deine Reize nicht unter ein undurchsichtiges Gewand verbergen, sondern sie offen und frei zur Schau ausstellen.
8. Du sollst deine Zunge immer geläufig erhalten, zu schwatzen über Mode, Concert und Schauspiel.
9. Du sollst begehren die Diamanten und Perlen deiner reichen Freundin.
10. Du sollst nicht begehren zu wissen den Zustand deines Hauswesens.

Uebersicht der am 3. Januar 1847 predigenden Herren Geistlichen

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Diac. Hilse, 5½ U.
Amtspr.: Past. Rother, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Herbstein, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Cand. Scharff, 5½ U.
Amtspr.: Diac. Weiß, 8½ U.
Nachmittagspr.: S. S. Ullrich, 1½ U.
St. Bernhardin. Frühpr.: Cand. Richter, 5½ U.
Amtspr.: Propst Heinrich, 8½ U.
Nachmittagspr.: Sen. Krause, 1½ U.
Hofkirche. Amtspr.: Past. Gillet, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Wutke, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: G. S. Stricker, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Hillebrandt, 1½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: Cand. Ueberscheer, 9½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ.-Gem.: Pred. Knüttell, 7 U.
Nachmittagspr.: Cand. Weber, 12½ U.
Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorff, 9 U.
St. Christophori. Amtspr.: Cand. Richter, 8 U.
Nachmittagspr.: Past. Stäubler. (Betracht.)
St. Trinitatis. Amtspred.: Pred. Ritter, 7½ U.
St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, 7½ U.
Nachmittagspr.: Cand. Weingärtner, 12½ U.
Armenhaus. Amtspr.: Pred. Jäkel, 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canon. Dr. Förster.
St. Maria. (Sandkirche.) Amtspr.: Pfarrer Jander.
Nachmittagspr.: Capl. Lorinser.
St. Vincenz.: Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Pfarrer Jammer.
Amtspr.: Cur. Pantke.
St. Adalbert. Amtspr.: Capl. Aulich.
Nachmittagspred.: Pfarrer Lichthorn.
St. Matthias. Frühpr.: Capl. Purschke.
Amtspr.: Cur. Kausch.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Pfarrer Thiel.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Vogtherr, 11 U.
Im Armenhause. Nachmittagspr.: Rector Roßteutscher, 3 U.

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile und deren Raum nur Sechs Pfennige.

Fahrten der Eisenbahnen.

a. Oberschlesische. Abfahrt von Breslau NM. 2 U. nach Myslowitz. Güterzüge: 6 U. f. bis Myslowitz, 5 U. 15 M. NM. bis Oppeln. Ankunft 8 U. Abends von Myslowitz. Güterzüge: 3 U. 45 M. NM. von Myslowitz, 9 U. 8 M. f. von Oppeln.

b. Breslau-Schweidnitz-Freiburger. Abf. f. 8, NM. 5, Ank. fr. 9 U. 10 M., Ab. 7 U. 13 M. Sonntag: Abf. 2 U. NM.

c. Niederschlesisch-Märkische. Abf. fr. 7. U. 30 M. nach Berlin, 10 Uhr 33 M. nach Frankfurt, Güter-Zug 5 U. 30 M. bis Bunzlau; Ankunft 1 U. NM. von Guben, 4 U. 38 M. NM. von Sorau, 8 U. 9 M. Abends von Berlin. Abf. Sonntags-Extrazug nach Lissa 1½ U. NM. Ank. von Lissa 6½ U. NM.

Postenlauf:

Personenposten: a) nach u. von Auras, Abgang 7 Uhr fr., Ankunft 9 U. Ab.; b) nach u. von Dirschau, Abg. 10 U. Ab., Ank. 7—8 U. Ab.; c) nach u. von Glaz, Abg. 6 U. fr. u. 7 U. Ab., Ank. 4 U. NM., u. 6—7 U. fr.; d) nach und von Kalisch, Abg. 12 U. NM. Ank. 12—1 U. Mittags; e) nach u. von Oels, Abg. 10½ U. fr. u. 6½ U. NM., Ank. 5½ U. NM. u. 8 U. fr.; f) nach und von Posen, Abg 10 U. fr., Ank. 8 U. fr.; g) nach und von Strehlen, Abg. 6 U. Ab., Ank. 9 U. fr.; h) nach Glogau Abf. 6 U. Ab., Ank. 6½ U. fr.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.